

Martina Ölke

Das Leben: Ein Haus mit vielen Zimmern

Andreas Steinhöfel: *Die Mitte der Welt*. Roman, Frankfurt/M. 2000 (Fischer Taschenbuch Verlag, 18,90 DM, 460 Seiten)

„Visible“, ein halb verfallener Landsitz irgendwo in der Nähe einer Kleinstadt, mit seinen vielen Zimmern, bewohnten und unbewohnten, vertrauten und unheimlichen, und mit seinem weiten Blick über das Land, ist der symbolträchtige Schauplatz dieser Geschichte über das Geheimnis der Herkunft, über das Erwachsenwerden, über Liebe und Sinnlichkeit, Trauer und Schmerz – kurz über all das, was das Leben so zu bieten hat. Ich-Erzähler Phil, zum Zeitpunkt des Erzählens siebzehn Jahre alt und zum ersten Mal verliebt (in seinen Mitschüler Nicholas), bezaubert durch Zartheit, Verletzlichkeit und durch seine genaue Beobachtungsgabe. In stillen Zwiegesprächen mit dem schwarzen Puppenmann Paleiko (seiner Muse) versucht er, Sinn und Unsinn seines Daseins zu erforschen. Rätsel Nummer 1: Wer ist sein Vater? Glass, die junge Mutter der Zwillinge Phil und Dianne, verließ 17-jährig Amerika und den Vater ihrer (noch ungeborenen) Kinder, um bei ihrer Schwester in der alten Welt ein neues Leben zu beginnen. Dieses beginnt denn auch, allerdings ohne die Schwester, die inzwischen verstorben ist, dafür mit der Nachlaßverwalterin namens Tereza. Obwohl die Liebe Terezas zu Glass unerfüllt bleibt, wird diese doch zu einem Teil der Familie und den Zwillingen zu einer zweiten Mutter.

Wunderbar beschrieben ist – im Rückblick – die Kindheit von Phil und Dianne in dem fantastischen Haus, mit Streifzügen durch die nähere Umgebung und am Fluß entlang, die mitunter nicht ungefährlich sind. Denn die Zwillinge sind in der Kleinstadt Outsider geblieben, abgestempelt vor allem aufgrund des unkonventionellen Lebenswandels ihrer Mutter, aber auch aufgrund der allzu großen Verbundenheit Diannes mit der ‘belebten Natur’, die die beiden Kinder in der Wahrnehmung der sogenannten „Kleinen Leute“, der anderen Kleinstadtbewohner, zu „Hexenkindern“ werden läßt.

Wunderbar ist vor allem das Netz der sehr verschiedenen Beziehungen, die im Roman geknüpft und miteinander verknüpft werden. Da ist die zunächst symbiotisch enge, später problematisch werdende Beziehung zwischen den Geschwistern Phil und Dianne. Da ist die Freundschaft Phils mit der gleichaltrigen Kat, geschlossen im Alter von sechs Jahren in der HNO-Abteilung eines Krankenhauses, feierlich besiegelt durch den Schlafanzugtausch der Kinder und schmerzlich auf die Probe gestellt durch die heimliche Beziehung zwischen Kat und Phils Freund Nicholas rund zehn Jahre später. Da sind die

zahlreichen Beziehungen der Mutter, die am Schluß behutsam durch eine festere Bindung abgelöst werden, da ist Tereza mit ihrer Partnerin Pascale. Und da ist vor allem Phils erste große Liebe zum Mitschüler Nicholas, eine Liebe voller Begehren, aber auch voller Unsicherheit. Guter Sex, das muß Phil erfahren, ist nicht gleichbedeutend mit der von ihm so sehr gewünschten Nähe und Geborgenheit. Voller Zartheit und ohne jedes Coming-Out-Pathos wird die Geschichte der Initiation in die Welt der Lust und der Selbstbehauptung erzählt – eine schöne Geschichte, auch wenn sie für Phil zunächst unglücklich endet. Der geht am Schluss dann erstmal mit seinem Onkel Gable, dem sagenumwobenen Seefahrer, Held seiner Kinderträume, auf große (See-)Fahrt, auf die Suche nach seinem amerikanischen Vater und wer weiß was noch.

Was den Roman *Die Mitte der Welt* – der erste Roman des Kinderbuchautors, Übersetzers und Rezensenten Steinhöfel – zu einer so beglückenden Lektüre werden läßt, ist vor allem das sehr offene Spektrum an Beziehungen, die in unterschiedlicher Intensität geschildert werden. Geschwister-Beziehung, Mutter-Sohn-Beziehung, Mutter-Tochter-Beziehung, Frauenfreundschaft, homo- und heterosexuelle Liebesbeziehungen, all das hat verhältnismäßig gleichberechtigt Eingang in den Roman gefunden. Einzig über die Figur der Schwester Dianne und deren sehr problematische Beziehung zur Mutter würde man mitunter gern mehr erfahren. Daß dieser Wunsch sich jedoch nicht erfüllt, ist wohl in erster Linie dem Erzählen aus der Perspektive Phils geschuldet und somit erklärbar und verzeihlich. Nicht zuletzt die Zeichnung des jugendlichen Protagonisten macht den Roman zu einer empfehlenswerten Lektüre für Jugendliche und Erwachsene: Phils nuancenreiches Liebes- und Seelenleben und sein erotisch getönter Blick auf die Männer und Jungen seiner Umgebung eröffnet eine deutlich größere Vielfalt an Männer- und Jungenbildern, als im allgemeinen gesellschaftlich transportiert wird. 'Männlichkeit' wird als diskutierbares Konstrukt gekennzeichnet, das nicht nur auf Frauen zuweilen unangenehm wirken mag, sondern auch von Jungen als gesellschaftlicher Zwang und als Normierung empfunden werden kann. Zurück bleibt nach der Lektüre ein Gefühl der toleranten Gelassenheit, für das der Schauplatz des Romans, der Landsitz „Visible“, ein schönes Bild bietet: Das Leben ist ein Haus mit vielen Zimmern, bekannten und unbekanntem, vertrauten und unheimlichen – und sie zu erforschen bereitet Lust, aber zuweilen auch Schmerz.

Franziska Schössler

Bauen, wohnen, morden

Elfriede Jelinek, *Gier. Ein Unterhaltungsroman*, Reinbek bei Hamburg 2000 (Rowohlt-Verlag, 45,- DM, 462 Seiten)

Die Themen, die Jelinek seit Jahren wie in einem einzigen fortlaufenden Text beackert, kennen wir: Da ist der sportversessene Mann, der seinen Körper stählt und Erotik mit Akrobatik verwechselt – in ihren ‘pornografischen’ Schilderungen ist Jelinek in *Gier* ähnlich erfinderisch wie in *Lust*. Da wäre die dessous-bekleidete Frau, die von der Schönheitsindustrie in die Mangel genommen wird und sich nach männlicher Erfüllung sehnt. Und da wäre die (innere und äußere) Natur, die zum Opfer derjenigen großangelegten Domestikationsstrategie wird, die sich *Zivilisation* nennt; in *Gier* wird insbesondere dem Wasser eine ironische Hymne gesungen – in nahezu hölderlinscher Manier – und dem Berg, der sich katastrophisch zu Tal begibt. Diese Ingredienzien der zivilisatorischen Unterwerfungsmaschinerie werden über zuweilen kalauernde Paronomasien, über Verbuchstäblichungen und Gleichklang miteinander vermischt, sprachlich verzahnt – vom Sport zum Mord.

Hinzu kommt diesmal ein kriminalistisches Geschehen, das sich virtuos um die von Freud ausgiebigst behandelte Gleichsetzung von Frau und Zimmer rankt, eben um das ‘Frauenzimmer’. Der Gendarm Kurt Janisch, Kenner in Sachen „vermischte Brutalitäten“ (S. 56), ist erfüllt von der unersättlichen *Gier* nach Häusern und geht dafür über (weibliche) Leichen, so ließe sich der Inhalt zusammenfassen. Sein Amt und seine schneie Uniform weidlich ausnützend, macht er sich über vertrauensselige, alleinstehende Hausbesitzerinnen her und dringt eben auch hin und wieder mal in die andere Schublade, in das andere Zimmer ein, in das heimliche weibliche Kämmerlein – „wo ein kleines Gemach ist, kann dieses auch aufgemacht werden“ (S. 50). Doch das Geschlecht ist dem Janisch Kurt eigentlich nicht viel mehr als ein altes, klappriges Möbel, die Frau ein Ding, an dem er zuweilen lustlos herumschraubt; die Belebung von Totem und die Verdinglichung von Lebendigem macht hier, wo es um die *Gier* nach dem Haus der Frau und nach der Haus-Frau geht, viel Sinn.

Bei dem Vorhaben des Kurt Janisch kann allerdings schon mal etwas schiefgehen; zwischen Koitus und Mord liegt für Jelinek bekanntlich nicht viel. In *Gier* lautet das so: „[D]ie Frau wird doch, wenn sie Bilanz zieht, viel später, glücklich und zufrieden gewesen sein über soviel Zuneigung und daß er sie wenigstens nicht umgebracht haben wird“ (S. 298). Doch da irrt die Frau gewaltig, denn in *Gier* avanciert ausgerechnet der Frauenmörder zum Frauenkenner: „Deshalb sind Frauenmörder bei Frauen im allgemeinen so beliebt. Sie

sind nämlich auf Frauen spezialisiert“ (S. 59), was sich schließlich nicht von jedem Mann sagen läßt. Das heißt konkret, dass Kurt Janisch die fünfzehnjährige Gaby ermordet und sie in dem stillen, tiefen Wasser versenkt. Und irgendwie hat er auch seine ältere Geliebte und Hausbesitzerin auf dem Gewissen – am Schluss des fast 500-seitigen „Unterhaltungsromans“, so der Untertitel, wird aus der längst Untoten nach einem letzten Besuch beim Friseur eine Tote nach dem Motto: „Wir haben zur Auswahl: tot umfallen, in Ohnmacht fallen oder sich tot stellen oder tot sein“ (S. 461). Der Gierschlund Janisch freilich fliegt nicht auf, denn der Bock ist wieder einmal der Gärtner, der Gendarm der Täter.

Dieses kriminalistische Sujet hält das in manch anderen Romanen Jelineks lockerer gestrickte Assoziationsgeflecht zusammen. Immer wieder kehrt das Erzählen an dieselben Stellen zurück, erzählt werden dieselben Episoden, nur genauer. Diese kreisenden Wiederholungen entsprechen nicht nur dem Ewig-Gleichen der Sehnsüchte und ihrer Frustration, nicht nur dem Ewig-Gleichen des Alltagstrotts, sondern auch der kriminalistischen Anlage des Romans – die Geschehnisse werden deutlicher, zeigen sich nach und nach in ihrer ganzen Drastik – bis man es lieber nicht gesehen hätte. Häufig gelingt es Jelinek, den Leser/die Leserin zunächst im Unklaren zu lassen, doch dann drängt sich das meist horrende Bild unwiderstehlich auf – der Mord, der Koitus, das Blut und andere kleine Grausamkeiten. Die distanziert-ironische Sprache – nicht selten entsteht der Eindruck, einen doppelten Text zu lesen – potenziert die Unheimlichkeit der Geschehnisse, manchmal sogar bis zu magischen Momenten.

Neu ist, dass sich die Erzählerin in ihre Geschichte einmischt, dass sie ihr Erzählverfahren kommentiert – allem voran ihre „Beschilderungswut“ (S. 88), die die ausgedehnten Landschaftsbeschreibungen zuweilen in die Nähe der großen Realisten und Realistinnen rückt – besonders im zweiten von neun Abschnitten verlangsamt sich das Erzähltempo zu epischen Wald- und Wasseretüden. Doch Jelinek wäre nicht Jelinek, wenn sie ihre Beschreibungen nicht „Beschilderungen“ nennen würde. Zudem ist das Wasser nicht nur der Ort, an dem der „Menschenverkehr“ zur Ruhe kommt – die Leiche der jungen Frau wird dort „ganz Natur“, ein Topos, den Jelinek wiederholt aufs Korn nimmt. Sondern Natur ist im wesentlichen das Sampling sämtlicher Möglichkeiten ihrer Beschreibung: „[W]as könnte ich jetzt alles beschreiben, indem ich alte Beschreibungen neu zusammensetze, egal was, es klingt immer gut, oder? Grüßgott, herein, du lieber Vergleich Bergsee mit in Berge gefaßtem Diamant“ (S. 96 f.). Und auch Jelineks bekanntes Spiel mit Sprichworten sowie geflügelten wird kommentiert: „Ich zum Beispiel habe nichts zu sagen angesichts der Figuren, die ich erschaffe, her mit den Redewendungen und drauf“ (S. 51), wobei es diesmal Rilke, Brecht, Goethe, Hölderlin und andere ‘Höhenkamm-literaten’ mehr sind, die Jelinek souverän eingemeindet.

In Jelineks Flußlandschaft mit weiblicher Leiche entsteht auf diese Weise das Bild einer 'Leitkultur' – und das könnte auch die deutsche sein –, die sich durch die Allergie gegen das Fremde auszeichnet: gegen das weibliche Andere, die Natur, den 'Ausländer'. Und dazu rechnet sich die Erzählerin selbst: „Fremd bin daher auch ich“ (S. 361).

Wiebke Amthor

Konfrontationen und Korrespondenzen weiblicher Freundschaftsentwürfe

Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung 1998. Band 3: "Freundschaft im Gespräch". Hrsg. v. Sabine Eickenrodt und Cettina Rapisarda unter Mitarbeit von Ute Pott. Stuttgart/Weimar 1998: (J. B. Metzler, 78,- DM, 343 Seiten)

Der dritte Band des Jahrbuchs für Frauenforschung *Querelles* widmet sich unter der Maßgabe, "einen Ort der Streitkultur im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung und einen Ort des intellektuellen Austauschs zwischen den Geschlechtern [zu] schaffen" (S. 5), dem Themenkomplex "Freundschaft im Gespräch". Den dialogischen Ansatz, der mit der Ablehnung jeder Form von Dogmatismus einhergeht, betonen die Herausgeberinnen des Bandes bereits im Titel: Autorinnen und LeserInnen werden zu einem Gespräch über "Freundschaft" eingeladen, dessen Ziel es ist, die "sowohl von männlichen als auch von weiblichen Autoren kontrovers vertretenen literarischen Konzepte von Freundschaft, besonders zwischen Frauen" zu rekonstruieren (S. 11). Dabei entsteht ein interessantes und breit angelegtes Forum, in dem konträre Positionen auf anregende Weise miteinander konfrontiert werden.

Gegenüber einem seit der Antike weitgehend männlich dominierten Freundschaftsdiskurs akzentuieren die Autorinnen die weibliche Sicht der Freundschaft. Das von Aristoteles als wesentliches Element der Freundschaft beschriebene Gespräch wird in der weiblichen Freundschaft als ernstzunehmende Kategorie wieder aufgefunden: Im Gespräch schafft Freundschaft sich selbst (Bovenschen). Sie erweist sich damit jedoch als schwer konventionalisierbar: Anders als die Liebe hat sie keinen eigenen Code zur Verfügung, sondern ist in männlicher wie weiblicher Form auf Entlehnungen beim Liebescode angewiesen (Luhmann). Dementsprechend entzieht sich Freundschaft auch

stärker als Liebe einer einheitlichen Theoretisierung. Die Herausgeberinnen des Bandes tragen dem Rechnung, indem sie bei verschiedenen Disziplinen theoretischen Aufschluss suchen, bevor sie sich auf die literaturwissenschaftliche Themenstellung konzentrieren.

Untergliedert ist der sorgfältig und liebevoll redigierte Band wie alle bisher erschienenen *Querelles*-Bände in einen Aufsatzteil, einen Abschnitt mit "Fundstücken", die Rubrik "Forum" sowie eine Abteilung mit thematisch verwandten Rezensionen. Zunächst wird in Form von "Annäherungen und Perspektiven" aus der Sicht verschiedener Disziplinen (Literaturwissenschaft, Philosophie, Kulturwissenschaften, Psychologie, Geschichte und Soziologie) das theoretische Spektrum eröffnet, innerhalb dessen sich (weibliche) Freundschaft verorten läßt.

In ihrer einleitenden Studie fordert Silvia Bovenschen die "Aufkündigung eines statischen Freundschaftsbegriffs" (S. 35). Freundschaft, so pointiert sie, soll "wieder zu einem beunruhigenden Thema" werden (S. 36). Besonders betont sie, das "Geheimnis" jeder Freundschaft liege neben der ihr innewohnenden eigenen Dynamik gerade in der Unvergleichbarkeit ihrer jeweiligen "Mischung" (S. 37).

Agnes Heller macht in ihrem Beitrag den Aspekt der Schönheit und Wahrheit von Freundschaft zum Thema. In dem Maße, in dem sich die Stellung der Wahrheit philosophiegeschichtlich verschiebt, verändert sich auch die Position der Freundschaft: Während die Freundschaft in der antiken Philosophie der Wahrheit untergeordnet wird, sind wahre Freundschaften seit dem Verlust der Metaphysik in der Postmoderne "persönlicher, subjektiver" (S. 51). Heller ordnet Freundschaft im Verweis auf Kant jedoch wieder dem Bereich der Moral zu: "Freundschaft ist die sinnliche und wahrnehmbare Verwirklichung menschlicher Vollkommenheit und Tugend" (S. 52). Maßgebliches Bild für die Schönheit einer solchen vollkommenen und wahren Freundschaft ist für sie das Paar Hamlet und Horatio.

Mit ihrer "physiognomischen Suche" eröffnet Claudia Schmölders den "Metaphern-Horizont im Geschlechterdiskurs" (S. 63). Sie stellt die wechselseitige Verknüpfung von Gesicht, Stimme und Gespräch in den Mittelpunkt ihrer ebenso erhellenden wie ungewöhnlichen Überlegungen.

Angelika Ebrecht interpretiert in ihrer psychoanalytisch inspirierten Untersuchung Freuds Freundschaftsmodell, das männliche Freundschaft als "Sublimierung körperlicher Regungen zur psychischen Idealbildung bzw. zur Wahrheitsliebe" versteht, als "Ausdruck einer autoritär patriarchalen Moral" und rückt so den Unterschied von weiblichem und männlichem Freundschaftsentwurf in den Blick (S. 79). Frauen würden, so ihre Folgerung, aus dem Freundschaftsvertrag und seiner Gleichheitsvorstellung strukturell ausgegrenzt und damit narzisstisch entwertet (S. 81). Die Potenziale der Frauenfreundschaft

sieht Ebrecht vor allem in der Kreation eines Übergangsraumes zwischen Eigenem und Fremdem, da die Tatsache, dass die Freundin zugleich als Teil des Selbst und als andere empfunden wird, die Schaffung eines kulturell nicht entwerteten weiblichen Selbstbildes ermögliche (S. 84).

Es folgen ein exemplarisch angelegter Aufsatz zur Geschichte der Frauenfreundschaft in Italien von Michela de Giorgio sowie ein Bericht über die "Soziologie weiblicher Solidarität" von Ursula Nötzoldt-Linden, bevor sich der Schwerpunkt im zweiten Teil auf die literaturgeschichtliche Forschungsperspektive verlagert: Untersucht werden weibliche Freundschaftsentwürfe in der deutschen, englischen und französischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts sowie in Briefwechselln dieses Zeitraums. Dabei werden sowohl soziologisch wirksame Entwürfe als auch biografische Muster weiblicher Freundschaft betrachtet, bevor die poetologische Dimension des freundschaftlichen Gesprächs behandelt wird.

Eingangs verweist Roswitha Böhm auf den entscheidenden Übergang vom *code galant* zum *code tendre* im Frankreich des 17. Jahrhunderts. Der konventionalisierten Freundschaftspraxis der Renaissance wird eine vor allem auf Zuneigung basierende Freundschaft entgegengehalten. Diesem Wechsel des Codes entspricht ein Wechsel des Blicks auf weibliche Freundschaftsentwürfe, die von nun an, wie Böhm anhand der Freundschaft von Mme de Sévigné und Mme de La Fayette deutlich macht, als erheblich individualisierter gelten können. Noch stärker wird dieser Aspekt in der Analyse der Freundschaften George Sands und Flora Tristans von Anne Vincent-Buffault hervorgehoben, die das leidenschaftliche und exzessive Moment der Freundschaften beider Frauen betont. In der Beunruhigung, die daraus für das Ideal der Tugendfreundschaft resultiert, wird die Forderung Bovenschens eingelöst. Freundschaft erscheint als praktisch gelebte Form einer unverwechselbaren und irritierenden Begegnung.

Exemplarisch behandeln die Aufsätze Franziska Meyers, Heidi Thomann Tewardson und Marie-Claire Hoock-Demarles weibliche Freundschaftsentwürfe um 1800: Während Thomann Tewardson Rahel Varnhagen als emanzipatorisches Beispiel der "großen Freundin und Freundschaftsstifterin" versteht, die im Spiel mit männlichen und weiblichen Wortformen die Geschlechterrollen (ernsthaft?) in Frage stellt (S. 154 f.), diagnostiziert Meyer eine eher pragmatische Haltung in der Freundschaftspraxis Caroline Schlegel-Schellings mit Luise Gotter, die vor allem in der "umfassenden Teilnahme an den jeweils konkreten Lebensumständen der Freundin" zum Vorschein komme (S. 137 f.), gelte als Maßstab nurmehr das "eigene weite Herz" (S. 139). Die Freundschaft gerät zur immer wieder beschworenen Lebensform. Dass Freundschaft um 1800 jedoch auch einer starken Fiktionalisierungstendenz unterliegt, macht Hoock-Demarle in ihrer nicht immer widerspruchsfreien Arbeit anhand des Briefromans *Die Gänderode* von Bettina von Arnim geltend.

Von der Fiktionalisierung wendet sich der Blick zur Poetisierung der Freundschaft in Texten Jean Pauls (Sabine Eickenrodt), Annette von Droste-Hülshoffs (Cettina Rapisarda) und Jane Austens (Barbara Naumann). In der Metapher der toten Freundin verknüpft sich bei Jean Paul, so zeigt die komplexe Interpretation Eickenrodt, der freundschaftliche Diskurs mit einer Poetik des Gedächtnisses und dem zeitgenössischen Diskurs über Blindheit. Die beste Freundin, so heißt es provokativ im Eingang des Aufsatzes, sei bei Jean Paul die tote Freundin. In der Blindheit ihrer eigenen Weiblichkeit gegenüber rücken die Freundinnen bei Jean Paul in eine poetologisch bedeutsame Todes-Nähe und werden, indem ihnen der "transparente Glanz eines Diamanten" eignet, zum "Emblem[] der Unsterblichkeit" (S. 189).

Bei Jane Austen hingegen ist die empfindsame Freundschaft, wie Naumann herausarbeitet, als Exzess gestaltet. Die emotionale Maßlosigkeit der Freundschaft verschafft sich Ausdruck in einer Maßlosigkeit der Rede, deren Resultat eine "literarische Ökonomie des Überschusses" ist, in der die "formsparenden Momente der Freundschaft und des Gesprächs" kombiniert sind (S. 204).

Interessant auch die Bemerkung Rapisardas, im Werk Annette von Droste-Hülshoffs fänden sich "so gut wie keine Liebesgedichte", aber "eine große Zahl von Gedichten, die Freundinnen und Freunden gewidmet sind" (S. 228). Die Autorin weist nach, inwiefern sich auf der Bildebene der Gedichte von Droste-Hülshoff "die Eigenständigkeit dieses poetischen Freundschaftsdiskurses" erkennen lässt (S. 229), und erläutert die in diesem Zusammenhang bedeutsame Rolle des von Droste-Hülshoff erstaunlich früh wahrgenommenen Verfahrens der Daguerreotypie.

Im dritten Abschnitt des Bandes werden unter den "Fundstücken" bisher unveröffentlichte Korrespondenzen publiziert: Ute Pott kommentiert drei Briefe Sophie von La Roches an Johann Wilhelm Ludwig Gleim, dem Gründer des sogenannten "Freundschaftstempels" in Halberstadt. Der Freundschaft zwischen Sophie Becker und Elise Reimarus widmet Karin Sträter ihre Zusammenstellung von Briefen und Briefauszügen beider Frauen. Darüber hinaus untersucht Christine Lehmann die Freundschaftsbeteuerungen in Frauenstammbüchern des 18. und 19. Jahrhunderts (mit 5 Abb.), bevor Jutta Dick aus den Briefen Rahel de Castros an Ludmilla Assing einige Kostproben liefert.

Abschließend bietet das "Forum" eine aktuelle Vision literarischer Freundschaftsbilder: Hier werden die "Korrespondenz(en) der Freundschaft" von neun zeitgenössischen Schriftstellerinnen bestritten, die eigens für den Band "Freundschaftsbriefe" verfassten bzw. unveröffentlichte Texte zur Verfügung stellten. Einige der theoretisch behandelten Aspekte nehmen hier literarisch Gestalt an. Das thematische und zeitliche Spektrum der Texte reicht von einem historisch fingierten Schreiben Sophie La Roches an Julie Bondeli (Renate Feyl) über die selbstreflexive poetologische Auseinandersetzung mit

der Freundschaft im Brief (Friederike Mayröcker, Anne Duden/Petra Schlick) bis hin zu einer E-mail an eine frühere Freundin (Valeria Viganò).

Die Fülle und Breite des in diesem Band versammelten Materials wird durch die vorgegebene thematische Anordnung der Beiträge so gebündelt, dass diese miteinander in freundschaftlich-streitbare Beziehungen treten. So erhalten die einzelnen Beiträge ihre besondere Spannung in der Zusammenstellung des Bandes, die das Aufspüren von Bezügen zum Lesevergnügen werden lässt. Auswahl, Qualität und Platzierung der zahlreichen Illustrationen und Fotografien verdienen, eigens hervorgehoben zu werden.

Christina Harms

Du kannst meiner Liebe jetzt nicht mehr entkommen

Radclyffe Hall: Deine John. Die Liebesbriefe der Radclyffe Hall. Übersetzung und Vorwort von Annette Huber, Dortmund 1999 (edition ebersbach, 118 Seiten, 26,80 DM)

„Deine John“, so unterschreibt die britische Schriftstellerin Radclyffe Hall (1880-1943) ihre leidenschaftlichen Liebesbriefe, die sie täglich an Evguenia Souline schrieb. Unter gleichlautendem Titel wurde bei Edition Ebersbach eine Auswahl dieser Briefe aus den Jahren 1934 bis 1939 veröffentlicht. Das Vorwort sowie die erläuternden Überleitungen zwischen den einzelnen Briefen verfasste Annette Huber.

Die in chronologischer Reihenfolge aufgeführten Briefe dokumentieren fünf Jahre der Dreiecksbeziehung zwischen John, Evguenia und Una, drei Frauen wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können. Die 53jährige John, gebildet, finanziell gut situiert, in den literarischen Kreisen der 20er und 30er Jahre beheimatet, bildet den Mittelpunkt dieser *ménage à trois*. Ihre langjährige Lebenspartnerin, die 47-jährige Una, Lady Troubridge, war ebenfalls eine gebildete Künstlerin aus den höheren Kreisen. Vor dem Hintergrund dieser sich jahrelang treu ergebenden eheähnlich geführten Zweierbeziehung verliebt sich John in die wesentlich jüngere staaten- und mittellose russische Immigrantin Evguenia.

Johns Briefe gewähren einen detaillierten und nahezu unerträglich intimen Einblick in die Phasen dieser Beziehung von ihrer anfänglichen Verzückerung bis zu ihrem (selbst-) zerstörerischen Ende. Johns Versuche, ihre intensiven, aber gesellschaftlich nicht akzeptierten Leidenschaften auszuleben, sind ebenso faszinierend wie die Ausweglosigkeit der Situation bedrückend ist. Die Briefe sind geprägt von zahllosen Liebesschwüren, poetischen Beschreibungen ihrer Sehnsucht und Trostlosigkeit, ihren Bemühungen, eine Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung für die nahezu rechtlose Evguenia zu erwirken sowie ihre verzweifelten Versuche, gemeinsame Zukunftspläne zu schmieden. Letztlich scheitern ihre verzweifelten Bemühungen, die beiden Beziehungen harmonisch nebeneinander zu führen, an der hasserfüllten Rivalität zwischen Una und Evguenia sowie an Evguenias immer wieder aufflackerndem Widerwillen, eine homosexuelle Beziehung zu führen. Die Dreieckskonstellation wird für alle Beteiligten mit einer rasanten Geschwindigkeit zur Qual, doch keine scheint die leidvolle Situation zum Positiven wenden oder beenden zu können. Selbst als Evguenia sich 1939 zu einem Abbruch der Beziehung entschließt, überwiegt ihre emotionale und vor allem finanzielle Abhängigkeit von John.

Nach jahrelangen Kämpfen sind die drei Frauen zutiefst erschöpft. John fleht um "Frieden und Vergebung, damit ich mich wieder erholen kann" (S. 116); Evguenia heiratet; nur Una trägt einen späten Sieg über die Rivalin davon, indem sie deren Briefe an John nach deren Tod vernichtet. Damit bleibt Evguenias Perspektive undokumentiert. Dennoch wird durch den vermittelnden Blick von Johns Briefen ihre prekäre Situation schmerzlich deutlich: Gefangene in einem Land, in dem sie weder erwünscht ist noch sich heimisch fühlt, ohne eigene finanzielle Sicherungen oder familiären Rückhalt, einen Beruf ausübend, der sie nicht glücklich macht und darüber hinaus verstrickt in einer Beziehung, in der sie das schwächste Glied ist. Ihre Versuche, finanziell und rechtlich eigenständig zu werden, quittiert John mit Misstrauen, Unverständnis und Drohungen. "Du würdest verhungern, wenn ich Dich lange Zeit allein ließe." (S. 102).

Die ganze Tragweite dieser Tragödie zeigt sich nicht nur in Johns Briefen, sondern auch in Unas Tagebüchern *The Life and Death of Radclyffe Hall* (London 1961) oder Diana Souhamis Biografie *The Trials of Radclyffe Hall* (London 1998). Sie zeichnen das Bild einer äußerst widersprüchlichen und schwierigen Frau. John ist eine bekennende Lesbe, die als erste die Situation der "Invertierten", wie John frauenliebende Frauen bezeichnet, in literarischer Form der Öffentlichkeit zugänglich macht. Ihr *Quell der Einsamkeit* nimmt dafür bis heute eine Schlüsselposition in der Frauenliteratur ein.

Ihre dominante, egozentrierte und possessive Persönlichkeit wird selbst Jahrzehnte später für LeserInnen ihrer Briefe noch greifbar. Gleichzeitig wird sie jedoch von Selbstzweifeln und Hoffnungslosigkeit geplagt, wenn sie sich

Evguenias Liebe nicht sicher ist. Die häufige geografische Trennung von Evguenia bereitet ihr körperliche Schmerzen, die sie in ihren Briefen gütlich auskostet.

Die Intensität ihrer Empfindungen und deren Darstellungen stehen, sicherlich angemessenerweise, im Vordergrund der ausgewählten Briefe – dennoch werden sie eben dadurch der Komplexität dieser Persönlichkeit nicht immer gerecht. Dieses potentielle Manko wird jedoch durch Annette Hubers einführendes Essay "Leben und Lieben der Radclyffe Hall" ausgeglichen, das die Lesenden angemessen an diese ungewöhnliche Frau heranführt.

Bettina Mundt

Gesellschaft als Kriegsschauplatz

Marge Piercy: Frau am Abgrund der Zeit. Neu bearbeitete Übersetzung aus dem Amerikanischen von Karsta Frank auf der Grundlage der 1986 bei Heyne erschienenen Übersetzung von Norbert Werner und Hertha Zidek. Hamburg 2000 (Argument Verlag mit Ariadne/Social Fantasies 2015, 448 Seiten, DM 19,80)

Frau am Abgrund der Zeit erzählt die Geschichte der Consuelo Ramos, einer Chicana-Amerikanerin aus engen Verhältnissen in New Jersey. Der Roman umfasst die Geschichte ihres sozialen Scheiterns von der jungen College-Studentin bis hin zur Patientin in der geschlossenen Abteilung der Psychiatrie. Er ist von Beginn an als sozialer Alptraum konzipiert. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden Consuelo zum Verhängnis. Wo sie auf Hilfe hofft, stößt sie auf Wände aus vorgefertigten Wahrnehmungsmustern, auf Ignoranz, Gleichgültigkeit, Egoismus. Connie steht einer zynischen Welt allein gegenüber, Verbündete findet sie allenfalls unter anderen ‚Irren‘, die genauso hilflos sind wie sie.

Mit viel Einfühlung gelingt es Piercy, überzeugend aus der Perspektive der Opfer zu schreiben. Ihr soziales Engagement ist in jeder Zeile spürbar, verleiht dem Erzählstrom Kraft und Authentizität. Jeden Augenblick fordert sie die Würde ihrer Hauptfigur ein, die als Frau und Chicana doppelt unterprivilegiert ist. Die Formen der Ausgrenzung, die Consuelo erfährt, die Kälte, der sie begegnet, die Demütigungen, ihre Diskriminierung bis hin zur völligen Entmündigung – das alles wird konkret und realistisch in sozialen Strukturen

verortet. Die in Bildern des Schreckens gefasste Realität erhält einen radikalen Kontrapunkt in einer glanzvollen Utopie: einer humaneren Welt, in der die Menschen wirklichen Respekt füreinander empfinden, in der die Kommunikation funktioniert und in der es keine sozial Schwachen gibt. Ein Wesen aus der Zukunft nimmt Kontakt zu Connie Ramos auf, weil die Zukunftswelt durch die Gegenwart gefährdet ist. Piercy hat ihre Utopie in der näheren Zukunft angesiedelt, um so den Bezug zur Gegenwart zu gewährleisten. Und da es wenig glaubhaft wäre, nur wenige Generationen entfernt eine perfekte oder nahezu perfekte Welt erstehen zu lassen, ist ihr Entwurf nicht vollkommen, besitzt realistische Züge. Es gibt Kranke, es gibt auch Konflikte, die nicht lösbar sind. Piercy will keine Utopie, die als unerreichbares Ideal abgetan werden kann und so als bequemer Vorwand dienen mag, sich zurückzulehnen, nichts zu tun nach dem Motto: "Die Welt ist nun mal nicht perfekt, da kann man nichts machen." Ihre Botschaft lautet: "Wenn wir die Zukunft positiv gestalten wollen, müssen wir die Gegenwart verändern."

Über ihren detailliert ausgearbeiteten Utopieentwurf lässt sich sicherlich streiten: Babys, die von Maschinen ausgetragen werden, vollautomatische Fabriken, ein kollektiv organisiertes Gemeinwesen. So bizarr einige Aspekte dieser Welt anmuten, so plausibel sind die Werte, auf die sich ihr Gesellschaftsentwurf gründet. Sie stehen im Einklang mit der Gesamtaussage des Buches: Es geht nicht um eine perfekte Welt, es geht um mehr Menschlichkeit. *Frau am Abgrund der Zeit* ist ein Plädoyer für mehr Menschlichkeit. Indem Piercy zwei fehlerhafte Welten einander gegenüber stellt – die eine düster und kalt, die andere warm und leuchtend – zeigt sie, welchen Unterschied allein die Umsetzung humaner Werte ausmacht. Humane Werte, das bedeutet Einfühlung, Mitgefühl und Respekt – letztlich setzt Piercy auf Liebesfähigkeit als Grundlage einer besseren Gesellschaftsordnung. Ihr Utopiekonzept ist das einer Suchbewegung: Die Liebe ist die Antriebskraft dieser Bewegung, gleichzeitig birgt sie die Lösung.

So gelungen, so durchdacht vieles an diesem Buch ist – das wuchtige Erzählkonzept ist zuweilen etwas erschreckend. Die stark polarisierte Darstellung von Opfer und Täter, verletzbares Individuum und grausamer Gesellschaft, wirkt im Detail bisweilen überzogen. In ihrem Drang, eine soziale Botschaft zu vermitteln, tendiert Piercy dazu, in berechenbare Effekte abzugleiten.

Frau am Abgrund der Zeit ist dennoch überaus lesenswert. Der Roman überzeugt als radikaler Entwurf, der die Geschichte der Zerstörung eines Menschen in äußerster Konsequenz durchspielt, um zu zeigen, wie feindlich die Realität ist. Die USA sind dabei nur der Modellfall. Das Buch ist eine generelle Absage an Gesellschaftsstrukturen, in denen humane Werte auf der Strecke bleiben, Individuen ausgegrenzt und isoliert werden.

Ruth Brand

Zwischen Auschwitz und Analytikercouch – Von der unerträglichen Leichtigkeit amerikanisch-jüdischen Seins

Lily Brett: *Einfach so*, Frankfurt 1999 (Suhrkamp-Verlag, 446 Seiten, 19,90 DM)

„Es gibt jetzt wieder die gleiche Anzahl Juden auf der Welt wie 1939“, sagt Esther. „Wir haben ein halbes Jahrhundert gebraucht um sie zu ersetzen.“ (S.186). Schon mit solchen Wortbeiträgen wird die Kluft deutlich, die Esther zu überbrücken hat: Auf der einen Seite ihre durch die Vergangenheit der Eltern belastete Kindheit, die immer präsent ist, auf der anderen die durchgestylten und mit einem Schuss gepflegter Langeweile versetzten Gartenparties im New York der ausgehenden Neunziger Jahre. Dort hat Schwermut keine Konjunktur. Der schroffe Gegensatz ihrer zwei jüdischen Welten erschließt sich nicht so leicht.

Esther Zepler, die Protagonistin und Ich-Erzählerin des Romans *Einfach so* wohnt mit einem wunderbaren Ehemann und drei entspannten und schon fast erwachsenen Kindern in einem weitläufigen Loft in New York. Für unterschiedliche Zeitungen schreibt sie Nachrufe auf bekannte Menschen und trifft sich mit ihrer Freundin Sonia Kaufman zum Kaffee. Eine sorgenfreie bürgerliche New Yorker Existenz mit einem Schuss Bohème. Wäre da nicht Esthers Vergangenheit als Kind eines Elternpaares, das in Auschwitz schon die Hölle von innen gesehen hat...

Ihre Eltern haben kaum über die Vergangenheit gesprochen. „Du wirst niemals verstehen, was wir durchgemacht haben“ hatte ihre Mutter immer gesagt (S. 12). Doch Esther weiß, dass ihre Mutter in Auschwitz auf Holzpritschen geschlafen hat und ihr die Ratten über das Gesicht gelaufen sind. Sie weiß, dass im Lager der Leib ihrer ältesten Schwester derart angeschwollen war, dass ihre Haut platzte und Sekret herausquoll, und dass ihre Mutter auf dem Boden in Erbrochenem nach unverdauten Resten von noch Essbarem gesucht hatte, um ihre Schwester damit vor dem Verhungern zu retten. Nach dem Krieg sind die Eltern nach Australien ausgewandert. Ihre Alpträume und das schlechte Gewissen überlebt zu haben nahmen sie mit.

Drohte der staubige Charme der Archive das dunkelste Kapitel des 20. Jahrhunderts in eine eher entfernte Vergangenheit zu rücken? Mit diesem Roman

über die zweite Generation der Holocaustopfer ist der Brückenschlag in die Gegenwart gelungen. Es geht nicht unmittelbar um das Grauen im Lager, im Mittelpunkt stehen vielmehr die Kinder der wenigen Überlebenden. Sie haben das Unbehagen ihrer verstörten Eltern am Leben tief eingesogen und werden so zum Sprachrohr der Vergangenheit. Doch *Einfach so* ist auch ein Buch über die greisen Überlebenden fünfzig Jahre danach, über ihr Ringen um Normalität und um ein Stück Glück – vermischt mit den bizarren Tücken des Älterwerdens. Ein Beziehungsgeflecht jüdischer Existenzen: Da ist Esthers Vater, zu dem diese eine liebevolle, wenn auch komplizierte Bindung hat, Henia Borenstein, die ständig mit den Katastrophen des Alltags kämpft – wie alle Überlebenden, Sonia, die überlegt, ob sie ihre Zwillinge jüdisch erziehen soll und Esther, für die der Gang zur Analytikerin zum echten Kampf um Normalität wird.

All das im überspannten *melting pot* New York mit seinen Künstlern und Karrieristen, Stadtneurotikern auf den Spuren Woody Allens, wo jeder beim Lunch freimütig über Hämorrhoiden, Affären und den Austausch von Körpersäften redet. Dort ist kaum Raum für verstörende Aufarbeitung der Geschichte. In dieser künstlichen Welt, die so schnell bereit ist zu vergessen, müssen die Kinder der Traumatisierten sich einrichten, müssen sie sich der Einlullung in die Zuckerwatte des Vergessens entgegenstemmen.

Ein liebenswerter, unterhaltsamer Blick auf die heutigen Facetten jüdischer Befindlichkeit in der Diaspora mit historischer Tiefenschärfe. Wie auch Christen in der westlichen Hemisphäre suchen moderne Juden nach Antworten auf die Frage nach dem Stellenwert religiöser Kultur in der Moderne. Lily Brett schreckt auch vor dem zum Klischee geronnenen reichen Juden nicht zurück, der seine Familie durch Konditionen im Testament zum guten jüdischen Leben zwingen will. Als Jüdin hat sie dazu fraglos das Recht und lenkt den Blick in ihrem differenzierten Panorama jüdischer Lebenswelten. Er kann so über das – gerade für den deutschen Blickwinkel – durch den Nahostkonflikt und die jüdische Opferrolle von Erstarrung bedrohte Seinfeld hinausgleiten.

Bei aller Schwere des Themas ist der Autorin ein leichthin erzähltes Buch gelungen, das vergnüglich zu lesen ist, auch wenn ein wenig Straffung bisweilen am Platze gewesen wäre. So ist der Roman sogar als ‚Bettlektüre‘ geeignet, was bei einem der ‚schwärzesten‘ aller Themen keineswegs auf der Hand liegt. Die Literatur zum Thema wird auf jeden Fall um eine Sichtweise bereichert. Ehemann Sean und Sohn Zachary mögen von Zeit zu Zeit angesichts ihrer zuweilen recht anstrengenden Ehefrau und Mutter gar zu verständnisvoll, perfekt und fast ein wenig unglaubwürdig wirken. Ihre eigene Person beschönigt die Ich-Erzählerin hingegen keineswegs. Sie erklärt sich nicht zum tiefgründigen Charakter im Pulk der Dünnbrettbohrer: ewig nervös trinkt sie koffeinfreien Kaffee und erspart ihrer Familie – und Ihrer Leserin – keine Minute ihre ewige Angespanntheit. Aber das muss wohl so sein in New York...

Weitere Rezensionen

Sonja Dehning

„Jockey Gender“ – In bravourösem Galopp durch die Disziplinen

Christina von Braun und Inge Stephan (Hrsg.): *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2000 (Metzler Verlag, 39,80 DM, 395 Seiten)

Wenn bis vor ein paar Jahren ‘nur’ von Frauenforschung die Rede war, so hat unlängst der Terminus ‘Gender’ in der Diskussion um die Ungleichheit der Geschlechter Schlagzeilen gemacht und die Eindimensionalität des deutschsprachigen Begriffs ‘Geschlecht’ gesprengt. ‘Gender Mainstreaming’, ‘Gendertraining’, ‘Gender Studies’ lösen ebenfalls die gängigen Begriffe in der Gleichstellungsdebatte ab. Dass es sich bei diesen Anglizismen nicht um Modeerscheinungen und Etikettenschwindel, sondern vielmehr um Ansätze zu einem Paradigmenwechsel in Wissenschaft und Forschung handelt, der in engem Bezug zur Alltagskultur steht, wird in dem von Christina von Braun und Inge Stephan herausgegebenen Einführungsband *Gender Studien* anschaulich dargelegt.

Für diejenigen, die mit der Materie nicht vertraut sind, sei hier angemerkt, dass es bei der Auseinandersetzung mit Geschlechterdifferenzen eben nicht mehr ausschließlich um Frauen, sondern im Sinne von *gender* um sozial konstruierte Geschlechterverhältnisse, um soziale Beziehungen und Mechanismen der Ausgrenzung geht, die die Perspektive öffnen und auch das ‘andere’ (männliche) Geschlecht und damit gesamtgesellschaftliche Strukturen und ihre Veränderbarkeit auf unterschiedlichen Ebenen aufs Korn nehmen.

Obwohl ‘Gender Studies’ in Deutschland noch nicht selbstverständlich zum festen Bestandteil des wissenschaftlichen Diskurses gehören, beginnen sie sich nunmehr an vielen deutschen Universitäten und Forschungseinrichtungen zu etablieren und als Studien- und Prüfungsfächer zu institutionalisieren – höchste Zeit also, diesem neuen Fachbereich einen umfassenden Einführungsband zu widmen. Der übersichtlich strukturierte sowie fundierte Sammelband von von Braun und Stephan bietet nach einer umfangreichen systematischen Einführung in die Fachgeschichte, die Methoden und Theorien eine orientierende Darstellung von insgesamt 17 Einzeldisziplinen und ihres Umgangs mit der Gender-Kategorie. Eine umfassende Bibliografie, eine Zusammenstellung von Forschungsinitiativen und Institutionen sowie eine Übersicht über derzeitige

Arbeitsschwerpunkte und laufende Forschungsprojekte machen die Einführung zu einem unverzichtbaren Standardwerk dieser Disziplin.

‘Gender Studies’ zeichnen sich – Christina von Braun und Inge Stephan zufolge – insbesondere durch die wissenschaftskritische Auseinandersetzung mit dem eigenen Gegenstand aus, durch ihren interdisziplinären Anspruch und den engen Praxisbezug. Auf keinem anderen Gebiet, so die Herausgeberinnen, kann man den Einfluss von geistigen und kulturellen Denkbildern auf die Entstehung von Wirklichkeit so deutlich ablesen wie bei den Gender Studies. Von Braun und Stephan setzen dabei „keinen festen Begriff von Geschlecht voraus, sondern untersuchen, wie sich ein solcher Begriff in den verschiedenen Zusammenhängen jeweils herstellt bzw. wie er hergestellt wird, welche Bedeutung ihm beigemessen wird und welche Auswirkungen er auf die Verteilung der politischen Macht, die sozialen Strukturen und die Produktion von Wissen, Kultur und Kunst hat“ (S. 9). Unter diesen Prämissen legen die Herausgeberinnen in den darauffolgenden Kapiteln die historische Entwicklung des Forschungsbereichs dar, angefangen beim Einfluss der Schriftkultur des Abendlandes, der für das Geschlechterverhältnis bedeutenden ‘Materialisierung des Geistigen’, über die Begriffsgeschichte von ‘Geschlecht’ und ‘Gender’ hin zu theoretischen Zugängen. Die Darstellung des geistes- und kulturgeschichtlichen Hintergrunds und der symbolischen Geschlechterordnung ist spannend zu lesen. Richtig interessant wird von Brauns Analyse, wenn sie Lücken, Widersprüche und Paradoxien dieser symbolischen (Geschlechter-) Ordnung aufdeckt.

Nach diesen grundlegenden theoretischen Überlegungen wird das Lesepublikum mit Willi Walters Überblickskapitel zur Männerforschung konfrontiert, ein Forschungsbereich, in dem die Publikationen in den letzten fünf Jahren stark angestiegen sind. Walter kommentiert kritisch die Konzeptualisierung von Männlichkeiten, das Konzept ‘hegemonialer Männlichkeit’ und geht auf männliche Sozialisation, Jungenforschung sowie Gewalt ein. Bei seiner abschließenden Überlegung zum Verhältnis von Frauenforschung, Männerforschung und Gender-Studien warnt der Autor vor der Reproduktion von Geschlechterstereotypen innerhalb der Gender Studies. Er appelliert daran, dass im Sinne einer produktiven Geschlechterforschung ein Dialog zwischen bewussten Frauen- und Männerperspektiven in Gang gebracht werden muss.

Den Auftakt der Einzelbeiträge macht die Geschichtswissenschaft, gefolgt von der Sozialwissenschaft. Diese grundlegenden Forschungsbereiche führen ‘Gender’ als historisch gewachsen und als soziale Kategorie, als soziales Konstrukt, in die Disziplin ein. In Hildegard Maria Nickels Kapitel zu den Sozialwissenschaften wird deutlich, dass auch diese Disziplinen als vermeintlich neutrales Wissenschaftssystem, das das Geschlechterverhältnis selbst zum

Gegenstand der Forschung gemacht hat, weitgehend ein *old boys network* bildet. Erst in den letzten Jahren ist es durch geschlechtssensibilisierte Forschungsansätze aufgebrochen worden. Dass die Marginalisierung und Ausgrenzung der Geschlechterverhältnisse in den Wirtschaftswissenschaften noch hartnäckiger betrieben wird, mag ebenfalls erstaunen, zumal hier eine Analyse geschlechtsspezifischer Themen auf der Hand liegt: Entlohnung von Frauen und Männern im Beruf, Arbeitsbewertung, Vereinbarkeit von Familie und Beruf u.ä. Umso verdienstvoller ist Friederike Maiers Beitrag, der Ergebnisse der feministischen Ökonomiedebatte zusammenträgt und auf die disziplinübergreifenden Zusammenhänge von Ökonomie, Recht, Politik und Soziologie hinweist.

In der Auseinandersetzung mit 'Geschlecht' nicht zu vergessen sind die Sexualwissenschaften. Sie gelten als ältester Zweig der Geschlechterforschung und sind somit 'Vorläufer' von Gender Studies. Der Autor Gunter Schmidt gibt in seinem Abriss über Homo-, Inter-, Trans- und Heterosexualität aufschlussreiche Einblicke in die unterschiedlichen historisch-kulturellen Erscheinungsformen der Sexualität.

Von 'natürlichen' bzw. 'künstlichen' Körpern ist der Sprung zur Gentechnologie in den Kapiteln Naturwissenschaften und Informatik dann auch nicht mehr weit. Im Zuge der aktuellen Entwicklungen in der High Technology und der Globalisierung sind die Forschungsansätze der Informatikerinnen insofern wichtig, als sie nicht nur einen neuen, umwelt- und sozialverträglicheren Umgang mit Technik einfordern, sondern auch für eine Veränderung der Technologie und ihrer Anwendungen plädieren. Hier liegt in der Forschungslandschaft mit Sicherheit noch vieles brach. Dagegen sind die internationalen Gender-Debatten der letzten Jahre in den Literaturwissenschaften auf denkbar fruchtbaren Boden gefallen. Diese Wissenschaft hat sich als besonders geeignet dafür erwiesen, Konstruktionsweisen von Geschlecht aufzugreifen, subtile Unterdrückungsmechanismen aufzudecken und dekonstruktivistische Verfahren weiterzuentwickeln. In ihrem Kapitel weist die Autorin Inge Stephan auf die Bedeutung des Geschlechts für die Selbstwahrnehmung und Kreativität hin, die gerade in den Literaturwissenschaften zum Ausdruck kommt. Die Umsetzbarkeit literaturwissenschaftlicher Ansätze bleibt in Stephans Abriss allerdings im Dunkeln. Sie verweist resümierend darauf hin, dass mit Hilfe der Kategorie 'Gender' essenzialistische Weiblichkeitskonzepte in der Literatur aufgedeckt werden konnten und die feministische Literaturwissenschaft wiederum den Boden für eine produktive Aufnahme der US-amerikanischen Gender-Debatten bereitet hat.

Die Frage nach der Subjektkonstitution wird nicht nur in den Literaturwissenschaften, sondern – wie Christina von Braun im Medien-Kapitel darlegt – auch in der Filmtheorie verhandelt. Der sich wandelnde Subjektbegriff, der

die Gesellschaft prägt und insofern auch Auswirkungen auf die Konzeption von Geschlecht hat, lässt sich vor allem an den medialen Veränderungen und medientechnologischen Innovationen ablesen. Allein durch das Internet – durch Auflösung von (Geschlechts-)Identitäten und Zulegung von ‘neuen’, anderen (?) Identitäten – wird die (Selbst-)Wahrnehmung in Bewegung gebracht.

Der kritische Blick der Gender Studies soll gesellschaftliche Verhältnisse in Frage stellen und damit – so der Anspruch der Herausgeberinnen – verändern: ein schwieriges Erbe für die neue Wissenschaft, aber auch eine Chance, das alte Theorie-Praxis-Problem zu überdenken und einen Politikbegriff zu entwickeln, der in den verschiedenen Disziplinen und ideologischen Lagern sowie über die Geschlechtergrenzen hinweg debattiert werden sollte.

Diese Einführung wird zweifellos nicht nur denjenigen eine sinnvolle Starthilfe bieten, die sich demnächst mit den Entwicklungen von Gender-Fragestellungen auseinandersetzen wollen, sie regt darüber hinaus auch zu einem spannenden Dialog zwischen den Disziplinen an.

Nina Degele

Wie ist das mit Frauen, Forschung und Methoden?

Cornelia Behnke und Michael Meuser: Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen 1999 (Leske & Budrich, 19,80 DM, 92 Seiten)

Mit Frauenforschung und Methoden ist das so eine Sache. Wollte erstere doch seit Anbeginn den herrschenden Wissenschaftsbetrieb von Grund auf umkrempeln, und das mit keineswegs zum wissenschaftlichen Standard zählenden Methoden. Nicht, dass sie den vorliegenden soziologischen Theorien und Perspektiven eine weitere hinzuzufügen gedachte. Vielmehr hat sie sich mit der Absicht, die Soziologie theoretisch, methodologisch und auch methodisch gendersensibel zu machen, mindestens zweier Vergehen schuldig gemacht. Erstens, wissenschaftlich wenig seriöse ‘Betroffenheitsforschung’ zu betreiben – Wissenschaft sei schließlich etwas anderes als Selbsterfahrung. Frauen fehle zweitens eben doch noch eine gehörige Portion Ernsthaftigkeit, wenn sie auf qualitative, ‘weiche’ Methoden setzen, d.h. Gespräch, Einfühlung, Introspektion und natürlich Betroffenheit gegenüber den harten statistischen und standardisierenden Methoden der quantifizierenden Sozialforschung den Vor-

zug geben. Aus dieser Not machte die Frauenforschung eine Tugend: Qualitative Methoden seien für Frauen besser geeignet, weil sie weniger Abstraktion erfordern, eine tiefere Beziehung zum erforschten Subjekt ermöglichen und 'weibliche' Forschungskompetenzen wie Empathie stärker berücksichtigen. Darüber hinaus seien sie genderspezifischen Fragen angemessener, weil dort emotionale und private Aspekte eine größere Rolle spielten. Als Konsequenz gelten Männer in der reputierten, quantitativen Forschung für besser aufgehoben, Frauen dagegen käme die weichere Nischenforschung besser zu.

Nun treten zwei AutorInnen an, eine Lanze für eben diese Verbindung von geschlechtsspezifischem Gegenstand und qualitativen Methoden zu brechen. So einfach ist das mit Frauen, Forschung und Methoden? Manövrieren sie damit die sich zaghaft aus der altfeministischen Umklammerung lösende empirische Geschlechterforschung nicht gleich wieder in ein wissenschaftliches Ghetto? Legen Ralf Bohnsack, Christian Lüders und Jo Reichertz (alleamt alte Hasen der qualitativen Sozialforschung) mit der Herausgabe des ersten Bandes der Reihe „Qualitative Sozialforschung; Praktiken – Methodologien – Anwendungsfelder“ der jungen Disziplin nicht ein Kuckucksei ins Nest?

Um die Antwort vorwegzunehmen: Nein. Die 92 Seiten *Geschlechterforschung und qualitative Methoden* warten nicht nur mit einem ausgezeichneten Überblick über Erträge, Probleme und Professionalisierungsbemühungen der Frauen- und Geschlechterforschung auf. Sie geben darüber hinaus auch methodische und forschungspraktische Tipps auf dem Weg zu einem wissenschaftlich geerdeten, professionell auftretenden und kritisch operierenden Forschungsgebiet. Gleichwohl: Wer glaubt, sich nach dreistündiger Lektüre forschenderweise ins Geschlechterfeld stürzen zu können, täuscht sich. So warnen Cornelia Behnke und Michael Meuser in ihrer Einleitung auch unmissverständlich vor überzogenen Erwartungen: Die Geschlechterforschung sei ein junges und weitgehend traditionsarmes Gebiet, und ihre Forschungsmethoden müssen „mehr als sonst mit Bezug auf die Theoriebildung dargestellt werden“ (S.7). Warum ist das so?

Zur Beantwortung dieser Frage lohnt es sich, das eingangs erwähnte doppelte feministische 'Fehlverhalten' aufzugreifen. Behnke/Meuser zeichnen das erste entlang der „methodologischen Postulate zur Frauenforschung“ nach. Damit hatte Maria Mies 1978 eindringlich für Parteilichkeit und Empathie als forschungsleitende Prinzipien votiert: Frauen seien von Unterdrückung Betroffene. Als Forschende, die sich wissenschaftlich mit dieser Unterdrückung beschäftigen und sie aufzuheben suchen, seien sie damit in besonderer Weise in den Forschungsprozess involviert. Betroffenheit wurde zum einigenden Markenzeichen einer politisch engagierten Frauenforschung mit dem Patriar-

chat als gemeinsamem Feind. Warum aber – so der einleuchtende Vorwurf zahlreicher Widersacherinnen – solle sich die Forschung vor den Karren wie auch immer gearteter Interessen spannen lassen? Folgt dann nicht im nächsten Schritt, sich auch Forschungsfragen und Auswahl publikationsfähiger Ergebnisse vorschreiben lassen zu müssen? Schärfer: warum solle sich die Wissenschaft ihrer eigenen Autonomie berauben (S. 30-34)?

Dieser Streit ist in den Hintergrund getreten. Glücklicherweise, denn Frauen- und GeschlechterforscherInnen nehmen heute ganz selbstverständlich etablierte wissenschaftliche Standards und Eigenlogiken für sich in Anspruch. Ebenso lassen sie sich keineswegs auf bestimmte Methoden oder Typen von Methoden festlegen. Auch das ist zu begrüßen. Denn damit entziehen sie dem zweiten Vorwurf den Boden, Frauen- und Geschlechterforschung sei 'ja nur' qualitative Forschung. Dieser Streit kann ebenfalls als entschieden gelten: Es gibt keine spezielle Methode in der Frauenforschung. Alle 'weichen' Methoden von der Aktionsforschung bis zur teilnehmenden Beobachtung wurden unabhängig von der feministischen und genderspezifischen Forschung entwickelt und angewandt. Dennoch gibt es eine spezielle – und dies begründet die Sperrigkeit des Themas gegenüber einer kochbuchförmigen Anleitung zum Forschen – Methodologie, die an den Alltagserfahrungen von Frauen ansetzt (S. 23). Eine solche betont das Erkennen des durchgängigen Einflusses von Geschlechterunterschieden, die Subjekthaftigkeit des Theoriebildungsprozesses, wie auch – nur scheinbar paradox – das Subjektsein des Forschungsobjekts (S.17).

Diese und andere Meilensteine einer anvisierten „Geschlechterforschung mit Methode“ diskutieren Behnke/Meuser ebenso einfühlsam wie sachkundig. Die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung zeichnen sie über drei Stadien nach. Erstens skizzieren sie ihre Anfänge entlang der erwähnten „methodologischen Postulate“. Zweitens beschreiben sie ihre Institutionalisierung als kritische Diskussion methodologischer Prämissen und eines pragmatischeren Umgangs mit den verschiedenen Standpunkten und methodischen Zugängen zum Thema. Drittens umreißen sie die gegenwärtige Dominanz konstruktivistischer Perspektiven, welche Weiblichkeit und Männlichkeit als situativ konstruierte Leistung von AkteurInnen vorzugsweise mittels qualitativer Methoden nachzuvollziehen trachten.

Dass keine einzige Forschungsmethode nur von Feministinnen genutzt wird, und dass es keine Methode gibt, die für die Zwecke der Frauenforschung nicht prinzipiell nutzbar wäre, muss niemanden traurig stimmen. Denn die Frauenforschung – dies zeichnen die AutorInnen in ihrem Kapitel zur Bedeutung von Frauen- und Geschlechterforschung für die Entwicklung qualitativer Methoden nach – hat zu einer Elaboration des methodischen Instrumentariums einiges beigetragen. So haben etwa die *oral history*, die Fallstudie und die In-

haltsanalyse ein *revival* erfahren (Reinharz 1992). Der Bedeutungszuwachs qualitativer Methoden in der Sozialforschung geht also durchaus auf das Konto der Frauen- und Geschlechterforschung. Auch haben die Forschungen gezeigt, welche Fragestellungen sich besser als andere für qualitative Zugänge eignen. Prädestiniert für qualitative Methoden seien etwa Forschungen über weibliche Biografieerläufe, zur sozialen Konstruktion des Geschlechts oder auch konversationsanalytische Arbeiten zur Reproduktion der Geschlechterordnung durch die Organisation von Gesprächen. Ebenfalls hat die Selbstreflexion und die Reflexion des Forschungsablaufs im Team durch die Frauen- und Geschlechterforschung einen beträchtlichen Aufschwung erfahren. Und schließlich haben die pragmatischen Abkühlungsdiskussionen der achtziger und neunziger Jahre einen produktiven Weg für weitere Forschungen vorgezeichnet. Dieser verläuft nicht (mehr) über abstrakte Grundsätze der Wissenschaftskritik, sondern über Auseinandersetzungen mit inhaltlichen Problemen, Fortschritten und Fragen (Fonow/Cook 1991).

Behnke/Meuser lassen ihre methodologischen Bemerkungen nicht frei im Raum stehen. Vielmehr demonstrieren sie anhand von Beispielen aus einem eigenen Forschungsprojekt zur „kollektiven Orientierung von Männern im Wandel des Geschlechterverhältnisses“, wie qualitative Verfahren eingesetzt werden können. Auch diese Ausführungen wird niemand rezeptmäßig auf eigene Forschungsfragen anwenden können. Behnke/Meuser umreißen aber klar ihre Forschungsfragen, begründen die Wahl eines interpretierenden Verfahrens und zeichnen die Stationen ihrer Erhebungen und Auswertung verständlich nach.

So ist der Band auch da am stärksten, wo die AutorInnen klar Stellung beziehen. Beide stehen sie in der Tradition Barney Glasers und Anselm Strauss' gegenstandsbezogener Theoriebildung. Dort gleicht die empirische Forschung einer Entdeckungsreise, die vor allem das Unbekannte im Bekannten sucht. Sie versucht also, Selbstverständliches (wie bspw. eine Frau oder ein Mann sein) zu problematisieren. Behnke/Meuser führen diese Tradition fort, wenn ihnen etwa eine Selbstbescheidung der Forschung auf subjektive Sinnerfassung der Perspektiven und Interpretationen der Befragten nicht genügt. Qualitative Sozialforschung zielt auf die Erfassung latenter und objektivierbarer Sinngehalte, die durchaus mit der Intention der GesprächspartnerInnen divergieren können: „Die Absage an objektivierende Methoden ist – entgegen einem gängigen Missverständnis – gerade kein Kennzeichen qualitativer Methodologie.“ (S. 36) Gut so. Qualitative Methoden sind nicht die Stiefkinder, die explorieren und damit die „richtige“ Forschung vorbereiten. Qualitative Sozialforschung tritt vielmehr ebenfalls mit einem Objektivierungsanspruch auf. Das mag in manchen feministischen Ohren befremdlich klingen, spiegelt aber den

ganz normalen Verlauf einer Disziplin wider, die sich zur normalen Wissenschaft (im Sinne Thomas Kuhns) mausert. So einfach ist das.

Ein kleines Detail: Behnke/Meuser verweisen in ihrer Begründung eines rekonstruktiven Forschungsansatzes, welcher durch die manifesten bis zu den latenten Sinngehalten hindurchstößt, auf Karl Mannheims dokumentarische Methode der Interpretation (S.74f). Dieser spricht jedoch nicht von einer „Standortverbundenheit“, sondern von einer „Seinsverbundenheit“ bzw. „Seinsgebundenheit“ (Mannheim 1926: 259). Damit meint er die lebensweltliche und sozialstrukturelle Bedingtheit von Wissen. Der Standort ist die (geografische, sozialstrukturelle, geschlechts-, generationsspezifische usw.) Position, aus welcher heraus Wissensbestände artikuliert oder interpretiert werden. Wie dem auch sei: Behnke/Meuser beherzigen Mannheims methodische *message* des Distanzierens (als Veränderung des Standorts), des Relationierens (als Erkenntnis, dass das früher Gesehene nicht absolut war, sondern relativ zum Standpunkt so erschien) und des Partikularisierens (als Erkennen einer Ansicht als ‘Teil’-Ansicht, d.h. als Teil der Wahrheit und nicht als falsche Sicht), wenn sie bei der Interpretation männlichen Selbstverständnisses die eigenen Normalitätsannahmen reflektieren: „Das geht nur dadurch, dass wir sukzessive den eigenen Interpretationsrahmen durch empirisch gewonnene Gegenhorizonte ersetzen.“ (S.76) Konkret heißt das, dass die „männerbewegte“ Studentengruppe etwa durch die Augen des Herrenclubs oder des Arbeiterstammtischs gesehen und damit ihrer Selbstverständlichkeit entkleidet wird. Damit erzeugen die ForscherInnen methodisch eine Distanz zu den Befragten. Gleichzeitig versetzen sie sich erst damit in die Lage, die jeweils plausibel erscheinenden Entwürfe von Mannsein in verschiedenen Milieus zu transzendieren und als verschiedene Typen miteinander zu vergleichen.

Wie immer und bei jedem Buch: Man hätte einzelne Themen noch stärker berücksichtigen oder neue Punkte einführen können (Biografieforschung, ExpertInneninterviews, teilnehmende Beobachtungen, visuelle Datenanalyse usw.). Ebenso wäre es spannend gewesen, Aspekte des Datensammelns zu vertiefen oder verschiedene Auswertungsverfahren miteinander zu vergleichen. Dies haben die AutorInnen nicht getan, und so bleibt die ansprechende Handlichkeit des Bändchens gewahrt. Auch kommt die ausgewogene Darstellung der Fürs und Widers zu diesem oder jenem Verfahren ganz ohne missionarischen Eifer und dogmatische Scheuklappen erfrischend ‘rüber’. Es ist ein Buch zustande gekommen, das umfassend informiert, ein feines Literaturverzeichnis zum Weiterlesen offeriert und Studierenden Lust auf Geschlechterforschung und auf qualitative Methoden macht. So einfach kann das sein mit Frauen, Forschung und Methoden.

Literatur:

Fonow, Mary Margaret / Judith A. Cook: „Back to the Future. A Look at the Second Wave of Feminist Epistemology and Methodology“, in: Mary Margaret Fonow/Judith A. Cook (Eds.): *Beyond Methodology. Feminist Scholarship as Lived Research*. Bloomington/Indianapolis, Erscheinungsort 1991.

Mannheim, Karl: *Ideologie und Utopie*. Ffm: G. Schulte-Bulmke, Erscheinungsort 1952 (erste Auflage: 1926).

Reinharz, Shulamit: *Feminist Methods in Social Research*, New York/Oxford 1992.